Hochkaräter

Cry Baby - Scharfe Schnitte

Roman

Bearbeitet von
Gillian Flynn, Susanne Goga-Klinkenberg

1. Auflage 2015. Taschenbuch. ca. 336 S. Paperback
ISBN 978 3 596 03202 0
Format (B x L): 12,5 x 19 cm
Gewicht: 340 g

schnell und portofrei erhältlich bei

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Flynn, Gillian
Cry Baby - Scharfe Schnitte
Thriller

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. Kapitel

Mein Pullover war neu, knallrot und hässlich. Wir hatten schon den 12. Mai, aber keine zehn Grad, und nachdem ich vier Tage im T-Shirt gezittert hatte, besorgte ich mir lieber etwas im Ausverkauf, statt wieder die Winterklamotten hervorzukramen. So ist der Frühling in Chicago.

Ich hockte an meinem Arbeitsplatz vor dem Computer und recherchierte eine üble, wenn auch nicht weltbewegende Geschichte. In der South Side waren vier Kinder im Alter von zwei bis sechs Jahren entdeckt worden, die man mit ein paar Thunfischsandwichs und einem Liter Milch in ein Zimmer gesperrt hatte. Sie saßen drei Tage dort drinnen und flatterten wie die Hühner zwischen den Nahrungsmitteln und den Fäkalien umher. Die Mutter war abgehauen, um ein Pfeifchen zu rauchen, und hatte sie völlig vergessen. Kann passieren. Keine Brandwunden von Zigaretten, keine Knochenbrüche. Nur ein einziger nicht wiedergutzumachender Ausrutscher. Ich hatte die Mutter nach ihrer Verhaftung gesehen: Tammy Davis, 22 Jahre, blond und fett, auf den Wangen zwei perfekte Kreise aus rosa Rouge, groß wie Wassergläser. Ich konnte sie mir gut auf einem verschlissenen Sofa vorstellen, Lippen am Pfeifenhals, eine einzige Rauchschwade. Dann verschwamm alles, sie ließ die Kinder weit hinter sich, träumte sich zurück in die

Junior Highschool, wo die Jungs noch auf sie standen und sie die Hübscheste von allen war, dreizehn, glänzende Lippen, sie kaute Zimtstangen, bevor sie einen küsste.

Ein Bauch. Ein Geruch. Zigaretten und abgestandener Kaffee. Mein Chefredakteur, der verehrte, müde Frank Curry in seinen rissigen Hush Puppies. Die Zähne in braunem Tabakspeichel getränkt.

»Wie weit bist du mit der Story, Kleines?« Auf meinem Schreibtisch lag ein silberner Reißnagel mit der Spitze nach oben. Er schob ihn verstohlen unter seinen gelben Daumennagel.

»Bin fast durch.« Mir fehlte noch die Hälfte.

»Gut. Reinhauen, rausschicken, ratzfatz in mein Büro.«

»Ich kann auch sofort kommen.«

»Reinhauen, rausschicken, ratzfatz in mein Büro.«

»Na gut, zehn Minuten.« Ich wollte meinen Reißnagel zurück.

Er machte einen Schritt aus meiner Nische. Die Krawatte baumelte bis zum Schritt.

»Preaker?«

»Curry?«

»Hau rein.«

Frank Curry hält mich für weich. Vielleicht, weil ich eine Frau bin. Oder weil ich wirklich weich bin.

Currys Büro befindet sich im zweiten Stock. Ich bin sicher, er macht sich vor Aufregung ins Hemd, wann immer er aus dem Fenster guckt und einen Baumstamm sieht. Gute Chefredakteure sehen keine Rinde, sondern die Blätter – falls sie vom 20. oder 30. Stock aus überhaupt noch Bäume sehen. Die *Daily*

Post, Chicagos viertgrößte Zeitung, arbeitet von einem Vorort aus und hat daher jede Menge Platz, um sich auszubreiten. Über drei Etagen, in alle Richtungen, ohne die benachbarten Teppichhändler und Lampengeschäfte zu stören. Ein Bauunternehmer hatte diese Siedlung zwischen 1961 und 1964 errichtet und nach seiner Tochter benannt, die einen Monat vor Fertigstellung einen schweren Reitunfall erlitt. Aurora Springs sollte die Siedlung heißen, er posierte sogar neben dem nagelneuen Ortsschild. Danach verschwand er samt seiner Familie. Die Tochter ist heute über fünfzig, gesund bis auf ein gelegentliches Kribbeln in den Armen und kommt dann und wann von Arizona her, um sich mit ihrem Namensschild fotografieren zu lassen.

Ich habe die Story bei ihrem letzten Besuch geschrieben. Curry fand sie furchtbar, weil er Geschichten aus dem wahren Leben fast immer furchtbar findet. Er besoff sich mit Chambord-Likör, während er den Artikel las, worauf meine ganze Story nach Himbeeren roch. Curry besäuft sich leise, dafür aber umso öfter. Das Trinken ist allerdings nicht der Grund für seinen Weltschmerz, er hatte im Leben einfach Pech gehabt.

Ich ging in sein Büro und machte die Tür zu. Ich hatte mir das Büro eines Chefredakteurs immer ganz anders vorgestellt. Ich sehnte mich nach eichengetäfelten Wänden und einer Tür mit Glasscheibe, auf der sein Name stand. Durch die man von außen sehen konnte, wie ich mit ihm über die Pressefreiheit stritt. Currys Büro hingegen ist nichtssagend und nüchtern wie das ganze übrige Gebäude. Hier könnten ebenso gut Arztpraxen beheimatet sein, in denen Krebsabstriche gemacht werden.

»Erzähl mir von Wind Gap.« Curry bohrte die Spitze eines Kugelschreibers in sein graues Stoppelkinn. Ich sah das winzige blaue Pünktchen, das er hinterlassen würde, förmlich vor mir.

Rasch kramte ich die Fakten zusammen. »Es liegt im äußersten Südosten von Missouri, dem so genannten ›Stiefelabsatz‹. Man kann praktisch nach Tennessee und Arkansas spucken.« Curry genoss es, Reporter zu allen möglichen Themen in die Mangel zu nehmen, wenn es ihm zweckdienlich erschien – die jährliche Mordrate von Chicago, die demographische Entwicklung von Cook County oder, wie jetzt, die Geschichte meiner Heimatstadt, über die ich gar nicht gerne spreche. »Den Ort gibt es etwa seit dem Bürgerkrieg«, fuhr ich fort. »Er liegt am Mississippi und hatte früher einen ziemlich bedeutenden Hafen. Heute leben die meisten Leute von der Schweinezucht. Um die 2000 Einwohner. Alter Geldadel und Abschaum.«

»Und was bist du?«

»Ich bin Abschaum. Von altem Geldadel.« Ich lächelte. Er runzelte die Stirn.

»Und was zum Teufel ist da so los?«

Ich ging im Geiste die verschiedenen Katastrophen durch, die über Wind Gap hereingebrochen sein könnten. Es ist eins dieser lausigen Kaffs, die das Unglück förmlich anziehen: Busunfall oder Wirbelsturm, Explosion im Silo oder Kleinkind im Brunnen. Eigentlich war ich ein bisschen beleidigt. Denn ich hatte wie immer, wenn Curry mich in sein Büro rief, gehofft, er werde mir zu einem Artikel gratulieren, mir ein interessanteres Ressort geben oder eine Gehaltserhöhung anbieten. Auf eine Plauderei über die jüngsten Vorfälle in Wind Gap war ich nun gar nicht vorbereitet.

»Preaker, deine Mutter wohnt noch da, oder?«

»Mutter und Stiefvater.« Dazu eine Halbschwester, die geboren wurde, als ich schon studierte, und deren Existenz mir so unwirklich erscheint, dass ich meistens ihren Namen vergesse.

Amma. Und dann natürlich Marian, die längst von uns gegangene Marian.

»Na schön, wann hast du zuletzt mit ihnen gesprochen?« An Weihnachten: ein eisiger Höflichkeitsanruf, nachdem ich mir drei Gläser Bourbon genehmigt hatte. Ich fürchtete, meine Mutter könnte es durch die Telefonleitung riechen.

»Schon länger nicht mehr.«

»Herrgott nochmal, Preaker, lies doch endlich mal, was von den Agenturen kommt. Ein kleines Mädchen wurde dort erdrosselt, letzten August, glaube ich.«

Ich nickte, als wüsste ich Bescheid. Aber es war gelogen. Meine Mutter war der einzige Mensch in Wind Gap, mit dem ich so etwas wie Kontakt pflegte, und sie hatte mir nichts davon gesagt. Eigenartig.

»Jetzt wird wieder eins vermisst. Klingt nach einem Serientäter. Fahr runter und schreib die Story. Aber schnell. Morgen früh bist du da.«

Nur über meine Leiche. »Curry, wir haben hier oben genügend Horrorgeschichten.«

»Klar, und drei Konkurrenzblätter mit doppelt so viel Geld und Personal. Ich hab's satt, immer bei den heißen Themen leer auszugehen. Das ist unsere ganz große Chance.«

Curry glaubt, er müsse nur die richtige Story bringen, um Marktführer in Chicago zu werden und landesweiten Einfluss zu gewinnen. Letztes Jahr schickte eine Zeitung einen Reporter in dessen texanische Heimatstadt, wo einige Teenager beim Frühjahrshochwasser ertrunken waren. Er schrieb einen elegischen, aber gut recherchierten Artikel über das Wesen von Wasser und Trauer, über das Basketballteam, das seine drei besten Spieler verloren hatte, und den örtlichen Bestatter, der wegen seiner mangelnden Erfahrung im Herrichten von Er-

trunkenen verzweifelt war. Die Story gewann den Pulitzer-Preis.

Ich wollte nicht hinfahren. Wehrte mich so sehr dagegen, dass ich mich an die Sessellehnen klammerte, als müsste Curry mich notfalls mit Gewalt losreißen. Er betrachtete mich aus wässrigen haselnussbraunen Augen. Räusperte sich, warf einen Blick auf das Foto seiner Frau und lächelte wie ein Arzt, der einem etwas Schlimmes mitteilen muss. Curry tobt gerne, weil es zu seinem Bild vom Chefredakteur alter Schule passt, ist aber einer der anständigsten Menschen, die ich kenne.

»Hör mal, Kleines, wenn's nicht geht, geht's nicht. Aber es könnte dir gut tun. Eine Art Reinigung. Damit du wieder auf die Beine kommst. Ist eine verdammt gute Story – und die brauchen wir. Du brauchst sie.«

Curry hat mich immer unterstützt. Er sagt, ich sei seine beste Reporterin und hätte einen erstaunlichen Verstand. Seit nunmehr zwei Jahren enttäusche ich seine Erwartungen. War manchmal ein richtiger Reinfall.

Ich konnte förmlich spüren, wie er mich innerlich drängte, ihm zu vertrauen. Ich nickte, zuversichtlich, wie ich hoffte.

»Ich gehe packen.« Meine Hände hinterließen verschwitzte Abdrücke auf den Lehnen.

Ich besitze keine Haustiere, die versorgt, und keine Pflanzen, die von Nachbarn gegossen werden müssen. Zu meiner eigenen Beruhigung stopfte ich Klamotten für fünf Tage in einen Matchsack und hoffte, dass ich spätestens Ende der Woche wieder aus Wind Gap verschwinden könnte. Als ich mich noch einmal umsah, traf mich die Erkenntnis wie ein Blitz: Meine Wohnung sah aus wie eine Studentenbude – billig, proviso-

risch und ziemlich farblos. Ich nahm mir fest vor, mir als Belohnung für die tolle Story, die ich ausgraben würde, ein vernünftiges Sofa anzuschaffen.

Auf dem Tisch neben der Tür stand ein Teenagerfoto von mir, auf dem ich Marian auf dem Arm halte. Sie ist etwa sieben. Wir lachen beide. Sie hat die Augen überrascht aufgerissen, während ich meine zukneife. Ich drücke sie an mich, ihre mageren Beine baumeln vor meinen Knien. Ich weiß nicht mehr, worüber wir lachen. Im Laufe der Zeit ist ein schönes Geheimnis daraus geworden. Ich glaube, es ist mir lieber so.

Ich dusche nie. Ich bade. Ich kann den Wasserstrahl nicht aushalten, er lässt meine Haut summen, als hätte jemand einen Schalter gedrückt. Also stopfte ich ein dünnes Hotelhandtuch in den Abfluss der Dusche, richtete den Duschkopf gegen die Wand und hockte mich in eine Pfütze von knapp zehn Zentimetern Tiefe.

Kein zweites Handtuch, also rannte ich zum Bett und trocknete mich mit der billigen Flauschdecke ab. Dann trank ich warmen Bourbon und verfluchte die defekte Eismaschine.

Wind Gap liegt etwa elf Stunden südlich von Chicago. Curry war so großzügig gewesen, mir eine Übernachtung im Motel und ein Frühstück zu bezahlen, falls ich an einer Tankstelle aß. In Wind Gap würde ich dann bei meiner Mutter wohnen. Das hatte er für mich entschieden. Ich wusste schon, wie sie reagieren würde, wenn ich bei ihr auftauchte. Ein rasches, schockiertes Erröten, die Hand zur Frisur, eine ungeschickte Umarmung. Sie würde sich für die Unordnung im Haus entschuldigen, das gar nicht unordentlich war. Und mit

höflichen Umschreibungen danach fragen, wie lange ich zu bleiben gedachte.

»Wie lange haben wir das Vergnügen, Liebes?«

Übersetzt: »Wann fährst du wieder?«

Die Höflichkeit war am schlimmsten.

Eigentlich sollte ich mir Notizen machen, mich vorbereiten, Fragen entwerfen. Stattdessen trank ich weiter Bourbon, warf Aspirin hinterher, schaltete das Licht aus. Das feuchte Schnurren der Klimaanlage und das elektronische Piepsen eines Videospiels nebenan schläferten mich ein. Ich war nur dreißig Meilen von meiner Heimatstadt entfernt, brauchte aber eine letzte Nacht mit mir allein.

Am Morgen verschlang ich einen alten Donut mit Gelee und fuhr weiter nach Süden. Es wurde heißer, der Wald beiderseits der Straße dichter und üppiger. Dieser Teil von Missouri ist seltsam flach – meilenweit öde Bäume, nur unterbrochen vom schmalen Band des Highways. Immer die gleiche Aussicht.

Aus der Ferne kann man Wind Gap nicht erkennen, da das höchste Gebäude nur zweigeschossig ist. Doch nach zwanzig Minuten wusste ich, was kam. Zuerst tauchte eine Tankstelle auf. Davor eine Gruppe gelangweilter, magerer Halbwüchsiger mit nacktem Oberkörper. Ein Kleinkind in Pampers warf mit beiden Händen Schotter in die Luft, während seine Mutter ihren alten Pick-up betankte. Sie hatte die Haare goldblond gefärbt, doch sie waren fast bis zu den Ohren braun nachgewachsen. Sie rief den Jungs etwas zu, das ich im Vorbeifahren nicht verstehen konnte. Bald darauf wurde der Wald lichter. Ich kam an einem winzigen Einkaufszentrum mit Sonnenstudio, Waffengeschäft und Stoffhandlung vorbei. Es folgte eine einsame

Sackgasse mit alten Häusern, Teil einer Siedlung, die nie fertiggestellt worden war. Und dann erreichte ich die eigentliche Stadt.

Ich hielt unwillkürlich die Luft an, als ich am Willkommensschild vorbeifuhr, so wie Kinder es an Friedhöfen tun. Seit acht Jahren war ich nicht mehr hier gewesen, aber diese Szenerie erkannte ich im Schlaf. Am Ende jener Straße wohnte meine Klavierlehrerin aus der Grundschule, eine ehemalige Nonne, die aus dem Mund nach Eiern roch. Der Weg dort drüben führte zu einem winzigen Park, in dem ich an einem schwitzig heißen Sommertag meine erste Zigarette geraucht hatte. Dort ging es nach Woodberry und zum Krankenhaus.

Zunächst wollte ich zur Polizeiwache am Ende der Main Street, die einzige Straße in ganz Wind Gap, die diesen Namen verdient. Dort findet man einen Schönheitssalon und eine Eisenwarenhandlung, einen Billigladen und eine Bücherei mit ungefähr zwölf Regalen. Ein Bekleidungsgeschäft namens Candy's Casuals, in dem man Pullover, Rollis und Sweatshirts kaufen kann, die mit Enten und Schulgebäuden bedruckt sind. Die meisten netten Frauen von Wind Gap sind Lehrerinnen, Mütter oder arbeiten in Läden wie Candy's Casuals. In einigen Jahren wird es sicher auch ein Starbucks geben, das der Stadt endlich die lang ersehnte, vorgefertigte Mainstream-Coolness bringt. Doch bislang gibt es auf der Main Street nur ein schmuddliges Café, das von einer Familie geführt wird, deren Name mir entfallen ist.

Die Hauptstraße lag verlassen da. Keine Autos, keine Leute. Ein Hund trottete den Gehweg entlang. An sämtlichen Laternenpfählen hingen gelbe Bänder und körnige Fotos eines Mädchens. Ich parkte und schälte einen Zettel ab, den wohl ein Kind schief an ein Stoppschild geklebt hatte. Er war handgeschrieben. »Vermisst« stand in fetten Buchstaben darüber, die

mit Textmarker ausgemalt waren. Auf dem Foto war ein dunkeläugiges Mädchen mit katzenhaftem Lächeln und üppigem Haarschopf zu sehen. Der Typ Mädchen, den Lehrer gern als »schwierig« bezeichnen. Mir gefiel sie.

Natalie Jane Keene
Alter: 10
Vermisst seit dem 11.5.
Zuletzt gesehen im Jacob J. Garrett-Park
in blauen Jeansshorts und rotgestreiftem T-Shirt
Hinweise: 588–7377

Ich hatte gehofft, dass man mir auf der Polizeiwache sagen würde, dass Natalie Jane wohlbehalten gefunden worden sei. Dass sie sich bloß verlaufen oder im Wald den Knöchel verstaucht habe oder von zu Hause weggelaufen sei, sich dann aber eines Besseren besonnen habe. Dann wäre ich einfach ins Auto gestiegen und sofort wieder nach Chicago zurückgefahren und hätte kein Wort mehr darüber verloren.

Doch wie sich herausstellte, waren die Straßen deshalb so verlassen, weil die halbe Stadt die Wälder nördlich von Wind Gap absuchte. Chief Bill Vickery würde bald zur Mittagspause zurückkehren. Im Warteraum war es heimelig wie in einer Zahnarztpraxis. Ich hockte auf dem letzten orangefarbenen Sitz der Reihe und blätterte in *Redbook.* Ein elektrischer Lufterfrischer verströmte zischend seinen Plastikduft, der an eine Landbrise erinnern sollte. Dreißig Minuten später hatte ich drei Zeitschriften durch und konnte den Geruch nicht mehr ertragen. Als Vickery endlich hereinkam, nickte die Empfangsdame zu mir hinüber und flüsterte ebenso eifrig wie verächtlich: »Von der Zeitung.«